



*Fridolin,  
der freche  
Dachs*



Hans  
Fallada

*Eine zwei- und  
vierbeinige Geschichte*

atb



und leckte sein Fell sauber. Schließlich fuhr er wieder ein in seine Höhle, fraß einiges an Möhren und Bucheckern, worauf er seinen Winterschlaf fortsetzte.

Dieses Leben führte er bis zur milderen Witterung fort; als erst das Gras grün zu werden, die Bäume wieder auszuschlagen anfangen, war auch sein Tisch wieder reicher gedeckt, und das war auch sehr nötig. Denn der Winterschlaf hatte auch das letzte Gramm Fett aus seinem Körper gezehrt, er war klapperdürr geworden, und von einem hübschen Bäumlein konnte gar nicht mehr die Rede sein. Keine Däxsin hätte ihn mehr wohlgefällig angeschaut, zumal auch sein Fell über Winter allen Glanz verloren hatte.

Fridolin führte nun dasselbe Leben, wie er es im Vorjahre mit seiner Mutter Friedesinchen geführt hatte, nur daß er eben jetzt allein schlief, sich allein sonnte, allein für sich auf die Jagd ging, und das gefiel ihm auch viel besser. So hatte er doch immer seine Ruhe, den weichsten Platz in der Höhle, und alle guten Bissen gehörten selbstverständlich allein ihm. Bei diesem Leben wurde er bald wieder rundlich, und auch sein Haar bekam neuen Glanz.

Die ermahnenden Worte seiner Mutter Friedesinchen hatte er natürlich längst vergessen, aber er war von Natur vorsichtig. Und doch war er für einen Dachs auch keck, denn er liebte das gute Fressen, und dem Garten, in dem ihn die Asta einst so geängstigt hatte, stattete er jetzt öfter Besuche ab, sehr zum Leidwesen der Herrin, die ihre jungen Karotten und Erbsen dahinschwinden sah – sie wußte nicht, durch wen. Auf einen Dachs riet niemand, so viele Tiere auch in Verdacht gerieten, denn auf Gut Hullerbusch hatte noch nie jemand einen Dachs gesehen.

Auf seinen nächtlichen Futterfahrten traf Fridolin auch einmal seine Mutter Friedesinchen. Er war grade dabei, einen faul gewordenen Baumstumpf auf Käfer und Maden zu durchschnüffeln, als die Mutter nahe vorbei ihre Fährte zog, so nahe, daß sich die beiden fast berührten. Aber der Sohn sah nur einen Augenblick hoch von seinem trefflichen Mahle, dann senkte er den Rüssel wieder in das faulige Holzwerk und schmatzte genießerisch weiter. Auch die Mutter zog ohne Laut dahin, keines wünschte dem andern eine »Fette Jagd!«. Aber das ist so die Art der Tiere: Haben sich die Kinder einmal von der Mutter getrennt, so werden sie fremd, und keines kennt das andere mehr oder steht ihm gar hilfreich bei. –

Der Fridolin hätte nun wohl noch viele Jahre ein beschaulich-griesgrämiges Dasein in der Höhle am Zansengang geführt, wenn nicht dem Förster Schäffer in Mechow sein Fuchs Isolein von der Kette gekommen wäre. Dieses Fuchselein hatte der Förster, als es noch ganz klein am Gesäuge der Mutter lag, mit drei Geschwistern aus einem Fuchsenbau in der großen Mechower Forst aufgegraben, nachdem er die Mutter, eine böse Geflügeldiebin, erschossen hatte. Auch die Geschwister hatte der Förster erschlagen und nur Isolein seiner Tochter Ulla als Geburtstagsgeschenk in der Tasche mit nach Haus gebracht.

Zuerst hatte Isolein auf Ullas Kammer in einer mit Heu gepolsterten Kiste ein stillvergnügtes Dasein geführt. Ulla hatte ihn mit der Milchflasche aufgezogen, und Isolein hatte seine Betreuerin mit grün-listigen Augen zutraulich angeschaut und nach ihren Fingern geschnappt, sooft er nur konnte. Als er aber, größer werdend, damit angefangen hatte, Pantoffeln, Bettdecke, Stuhl- und Tischbeine wie Teppiche zu benagen und vor allem schlimm zu stinken – denn alle Füchse stinken ganz schlimm –, war er auf den Hof in eine verlassene Hundehütte verbannt und an eine Kette gelegt worden.

Dieser Ortswechsel tat seiner Charakterbildung nicht gut, er wurde böse und bissig und fuhr auf jeden los, der sich seiner Hütte näherte; sogar seine gute Betreuerin Ulla biß er einmal ins Bein. Die Leute, als sie erst einmal den bösen, in Isolein wohnenden Geist erkannt hatten, machten sich einen Spaß daraus, ihm Besen oder Stöcke hinzuhalten, und lachten toll, wenn sich Isolein in blinder Wut darin so verbiß, daß sie den am Stock hängenden Rotschwanz weit vom Erdboden hochheben konnten.

Der Förster Schäffer versuchte, Isolein mit strengen Worten und mit Schlägen zu erziehen und zu bessern; er änderte den Fuchs dadurch, aber er besserte ihn nicht. Denn Isolein ließ nun wohl von seinem blindwütigen Zorne ab, entwickelte dafür aber den richtigen Fuchscharakter, das heißt, er wurde immer listiger und verschlagener, und niemand durfte Isolein trauen, er mochte noch so sanft und schläfrig in der Sonne vor seiner Hütte liegen.

Das sollten vor allem die Hennen des Försters erfahren, die sich immer sehr für den Inhalt von Isoleins Futterschüssel interessierten. Eine gute Legehennen nach der andern verschwand zum großen Leidwesen der Försterin auf ganz unerklärliche Weise. Als man aber eines Tages das Stroh in Isoleins Hütte erneuerte, fand man darin viele Hühnerfedern

– da war das Urteil über den arglistigen Hennenmörder gesprochen. Am nächsten Morgen mit dem frühesten, wenn alle Frauensleute noch schliefen, wollte es der Förster mit seinem Schießgewehr vollstrecken.

Aber am Abend noch eilte die kleine Ulla, ein Schüsselchen mit süßer Milch in der Hand, zu dem verurteilten Mörder. Sie setzte sich zu ihm auf einen Stein, sah zu, wie er die Milch ausschlabberte, und sprach zu ihm: »Isolein, du schlimmes Füchslin, wie konntest du denn auch so böse mit Mutters Hennen verfahren? Bin ich denn nicht zweimal in der Woche zum Fleischer Godenschweger nach Feldberg geradelt und habe für dich Kuheuter, Rinderlunge und Pansen gekauft, damit du auch immer genug Fleisch hättest? Du aber hast das Futter oft nur angefressen, dich dafür aber an Mutters Hennen vergriffen! O du schlimmer Isolein, du!«

Und sie zauste ihn liebevoll-traurig am Fell. Isolein, der seine Milchschiüssel leer geschleckt hatte, legte seinen Kopf auf die Knie Ullas und sah seine Betreuerin mit den grünen Augen verschlagen an.

»Isolein«, fing Ulla von neuem an. »Isolein, warum bist du so böse? Haben dir nicht alle hier in der Försterei zu Anfang nur Liebes und Gutes erwiesen, und hast du es ihnen nicht stets nur mit arglistigen Kniffen und Bissen gedankt? Selbst mich hast du in die Wade gebissen, die Magd Liese in die Hand, den Knecht Theo in den Hacken, und bei Vaters besten Langschäftern hast du das Leder über dem Spann so zerrissen, daß der Schuster Stolt in Feldberg gesagt hat, er bekommt sie nie wieder wasserdicht. Kannst du denn für Gutes nur Böses tun, Isolein?«

Das Füchslin, das sich so seine Sünden vorgehalten hörte, hatte die listigen Augen fast ganz geschlossen, die Ohren lagen am Kopf an, und es hatte sich warm und zärtlich in den Schoß seiner Betreuerin geschmiegt, als höre es die schönste Lobrede auf seine Ruhmestaten an.

»Ja«, fuhr Ulla fort, und ihre Finger spielten mechanisch mit dem breiten kernledernen Halsband, in dessen Ring die Kette geknebelt war, »ja, Isolein, jetzt kannst du fromm und zärtlich tun, aber nun ist es zu spät. Drinnen in der Stube sitzt der Vater und putzt seine Büchse, und morgen, wenn die Sonne aufgeht, wirst du erschossen und bist mucksmäuschentot. Ach, Isolein, und ich habe dich mit einer Milchflasche und mit einem

Gummisauger aufgezogen.«

Damit fing die gutherzige Ulla heftig zu weinen an, Isolein aber, dem eine Fliege grade vor der Nase herumspazierte, schnappte nach ihr, und sie geriet ihm in die Kehle. Das Füchslin verschluckte sich, es hustete, nieste und ruckte dabei heftig mit dem Kopf; das Halsband, das die spielenden Finger des Mädchens schon fast gelöst hatten, fiel ganz ab ...

Im Nu ersah Isolein seine Gelegenheit, undankbar, wie er nun einmal war, schnappte er nach den Fingern Ullas. Laut schrie das Mädchen. Aus dem Hause stürzte der Förster Schäffer, die halb geputzte Büchse in der Hand ... Grade noch sah er den Fuchs im Abenddämmern über den Gartensteig dem Walde zuschnüren ...

»I du verdammter Hühnerdieb!« rief er, legte die Büchse an und wollte schon abdrücken, als er sich besann, daß sie nicht geladen war. Da war der Fuchs im Walde verschwunden.

Manchen Tag und manche Nacht brachte Isolein in der großen Mechower Forst zu. Ungeheuer und wild deuchte ihn der Wald und voller Gefahren. Bitteren Hunger litt der des freien Lebens Ungewohnte oft, von erbärmlichen Wurzeln seinen wütenden Hunger stillend, er, der die leckere Rindslunge und das Kuheuter Ullas so oft verschmäht hatte. In Kaninchenlöchern mußte er kümmerliche Zuflucht vor Regen suchen, und traf er auf seinen irrenden Hungerfahrten wirklich einmal auf einen andern Fuchs, so gab der ihm nicht guten Rat und Hilfe, sondern beschnüffelte ihn verächtlich und sprach: »Pfui Deibel, du riechst ja nach Menschenfleisch! Scher dich nur wieder dahin, woher du gekommen bist! Im freien Walde hast du doch nichts zu suchen, du Menschenfuchs!«

Wirklich strich Isolein manche Nacht erbärmlich klagend um die Försterei und sah jämmerlich zu den erleuchteten Fenstern hinüber. Einmal traute er sich auch nachts auf den Hof, in der Hoffnung, wenigstens ein Restchen Futter in der Schüssel zu finden. Aber an seiner Statt lag jetzt ein schwarzer zottiger Hund an der Kette; der fuhr bei des Fuchsen Anblick zornig aus der Hütte und bellte so fürchterlich, daß Isolein eilig wieder den schützenden Wald aufsuchte.

Umsonst durchstreifte das unerfahrene Füchslin die weite Mechower Forst, nirgendwo fand er Unterkunft, Nahrung und Hilfe. Er wechselte hinüber in die Brüsenwalder Forst, in die Thomsdorfer Fichten, in die Unbefahrene Heide, in die Reviere Aalkasten und

Fegefeuer – es blieb überall das gleiche: Nirgendwo brauchte man Isolein, nirgendwo war eine Lücke, in die er hätte hineinschlüpfen können.

Darum kehrte er immer wieder in seinen Geburtswald, die Mechower Forst, zurück, als wenn er dort sein Glück finden müßte. Und dort war es auch, daß eines Nachts zwei wildernde Dorfköter auf seine Spur gerieten. Sie hetzten und jagten ihn, aus den Buchen in die Fichten, aus den Fichten durch das Gatter auf das freie Feld hinaus und nun immer weiter, durch die Korn- und Kartoffelfelder, immer weiter ...

Isolein rannte um sein Leben, nahe waren ihm die blutdürstigen Hunde, wie ein langgestreckter Pfeil am Boden schnürte Isolein lautlos durch die graue Nacht, und laut läutend, mit triefenden Lefzen jagten die Hunde auf seiner Spur. Sie hätten ihn im Freien schließlich wohl doch noch gefaßt, diese beiden blutigen Mörder, aber plötzlich tauchte ein Dorf vor ihnen auf. Ohne Besinnen schnürte der Fuchs die Dorfstraße entlang; die Köter aber, die grade aus diesem Dorfe stammten, aus dem sie heimlich zur verbotenen nächtlichen Jagd entwichen waren – die Köter verstummten plötzlich. Sie fürchteten Prügel, ließen von der Fährte ab, und jeder schlich sich voll schlechtem Gewissen mit eingekniffenem Schweif in seine Hütte.

Isolein machte, daß er ans andere Ende des Dorfes und wieder aus ihm herauskam. Dann legte er sich nahe am Wege zwischen zwei große Steine unter einen dicht verzweigten Schlehenbusch und bedachte sein jammervolles Schicksal. Die wilde Jagd hatte ihn so weit von der Heimat verschlagen, daß er jeden Gedanken daran aufgeben mußte, in seinem Leben noch das Försterhaus mit der freundlichen Ulla und der noch viel freundlicheren Futterschüssel wiederzusehen. Hier lag er abgehetzt im Wegstaube, zum Sterben hungrig, zum Sterben müde, voller Schwären und mit rüdigem Fell. Was sollte er noch? Wohin sollte er sich nun wenden? Dies war eine große erbarmungslose Welt, der es nicht auf ein Füchlein Isolein ankam. Er mochte leben oder sterben, niemanden kümmerte es.

Und während das arme Füchlein so empfand, flimmerten die Sterne über ihm am dunklen Nachthimmel, wie sie schon über Millionen Füchsen geflimmert hatten, die gelebt hatten und gestorben waren – niemand wußte mehr von ihnen.

Isolein wachte im Morgengrauen auf aus einem tiefen Schläfe der Erschöpfung. Der Tau hatte sein Fell durchnäßt, ihn fröstelte. Er strich weiter vom Dorf fort, immer den Weg